

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 29

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Kleinstad-Menschen.

Roman von Robert Nijh. (Fortsetzung.)

So geschwind, wie sie ihre alten Füße trugen, eilte die Doktorin hinaus und kam gleich darauf mit dem Kommerzienrat zurück.

Der kleine Herr blieb verlegen an der Schwelle stehen, blinzelte aus seinen kleinen, gutmütigen Auglein sehr herüber und fuhr sich einige Male schnell über den kahlen Kopf.

„Ihre Carlotta blühte ratlos von einem zum anderen.“

„Das ist Ihr lieber Onkel, Kind — der Kommerzienrat Merkel. Und er will Sie und den Vater in die alte Heimat zurückholen. Stellen Sie sich nicht dazwischen, Ihre Carlotta — das könnten Sie niemals vor Ihrem Gewissen verantworten! Ich weiß nun, wie alles war ... Ihr Onkel wird es Ihnen selbst sagen. Wenn hier von einer Schuld die Rede ist, der Mann da trägt sie nicht! Die hat Ihr Großvater mit in sein Grab genommen.“

Sie brach schnell ab. Das junge Mädchen war blaß wie eine Tote geworden. So standen sie ein Weilchen schweigend einander gegenüber.

Die alte Frau führte endlich Ihre Carlotta langsam dem Kommerzienrat zu, der wortlos, mit festem Drude, ihre kleine, kalte Hand in die seine nahm.

Die Doktorin nickte sanft und ging hinaus.

Eine halbe Stunde später schritt Ihre Carlotta nachdenklich die vier hohen Treppen zum Atelier hinauf.

Seit einigen Tagen fühlte der Maler sich sehr wohl. Daß er aber seine Bildchen so leicht und gut verkaufte, hatte seine Dame ebenfalls verbessert. Er sprach nicht mehr so oft von Italien, machte keine Zukunftspläne, auch künstlerische, plante sogar die Ausführung eines großen, figurenreichen Bildes nach einer seiner Skizzen, einer neapolitanischen Volks- und Straßenszene.

„Ihre fand den Vater malend vor der Staffelei. Wie er so da stand, war er noch immer ein schöner Mann. Die Figur über Mittelgröße, schlant und sehnig, das Gesicht kühn geschnitten, von lockigem, dunklem, noch immer vollem Haar umrahmt, das nur leicht angegraut war, ebenso wie der lange, in zwei Spitzen auslaufende Vollbart.“



Die prachtvollen blauen Germanenaugen blühen freilich nicht mehr so hell und lachend sieghaft wie einst, als sie ihn „il bello Tedesco“ genannt hatten. In ihnen und den gespannten blassen Zügen verriet sich der Wurm, der an ihm nagte.

„Ei — Kind, du hast ja ganz rote Wäddchen bekommen. Sie haben dich herunterrufen lassen. Was wollten sie denn von dir?“

„Ach, nichts Besonderes, Vater! — Es wird gleich ein Käufer zu uns kommen.“

„So? — Nun, sieh an ... man fängt an, sich nach der Modernstraße zu bemühen. Merken die Herren, daß man in der alten Heimat der Kunst das Malen denn doch noch nicht ganz verlernt hat, wie man hier immer behauptet? Sollte auch mit dem Teufel zugehen — in dem Land, wo die Sonne zu Haus ist. Den Grimwald können wir auch noch malen, wenn's verlangt wird. Nicht wahr, Kind?“

„Ja, Vater!“

„Und im Sommer gehen wir in den Grimwald und machen Studien.“

„Ja, Vater.“

„Der Doktor meint ja, ich müßte viel im Freien sein, trotzdem ich mich wieder recht wohl fühle.“

„Ja, Vater! — Aber was meinst du denn zu Thüringen?“ fügte sie vorsichtig fragend hinzu.

„Thüringen — wiejo kommst du auf Thüringen?“ fuhr er heftig auf.

„Nun — ich möchte doch deine alte Heimat kennen lernen, Vater. Wenn du mich als Kind auf den Knien geschaukelt hast, dann erzähltest du mir von den schönen Fichten- und Laubwäldern deiner Heimat, von den Tälern und Hängen.“

In Gedanken. Von P. Weingärtner. (Mit Text.)

A. g. XIII.

einlichen Dörfern mit den hellen Häusern. Als wir hierher-
fuhren, da habe ich sie von weitem liegen gesehen und mich
dahin gesehnt. Ach, wie schön muß so ein deutscher Wald sein
im Frühling und Sommer!"

"Ja, ja — das ist freilich schön — zu jeder Zeit, auch im Herbst
und Wintersturm. Thüringen — ja, Thüringen! Also gut —
wir werden nach Thüringen gehen. Ich werde das große Bild
bis dahin fertig machen und ausstellen und hoffentlich gut ver-
kaufen. Und dann gehen wir nach Thüringen, Kind — nach einem
stillen Ort, wo keine Fremden sind. In einem Bauernhaus mieten
wir uns ein. Und da wollen wir einmal den deutschen Wald
malen — ja, das wollen wir! — Nun ja, ja — ich bin vielleicht
viel zu lange da unten gewesen im Schlaraffenland und im Schla-
rassenloß, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul flogen.
Wir Künstler brauchen Kampf, von außen und von innen — den
Vergleich und Wettbewerb der anderen."

"Oh, Vater — wenn du deine Fresken aus Castel Moro hier
ausstellen könntest, da würden sie dich schon anerkennen."

Der Künstler lächelte geschmeichelt; und man sah, wie wohl
ihm das tat, so enthusiastisch anerkannt zu werden.

"Glaubst du, Kind — glaubst du wirklich? Du siehst das mit
den Augen der Liebe!"

"Und Piloty — und alle anderen, die dich anerkannt und ge-
rühmt haben? Der Conte, der stolz darauf war, daß er dich hatte?"

"Nun ja — ja!... Piloty — ja, mein alter Lehrer und
Freund Piloty! Der hat's freilich weiter gebracht. Aber heute
gehört er auch schon zur unmodernen Vergangenheit... Wie
schnell die Kunst altert heutzutage!"

"Nicht die Kunst — nur die Moden, Vater!"

Ilse Carlotta wurde blaß und verstummte plötzlich, als draußen
die Klingel anschlug. Man hörte die alte Aufwärterin öffnen und
einige Worte sprechen. Gleich darauf klopfte es.

Der kleine Herr hustete ein paarmal verlegen, als er auf das
freundliche „Herein“ hinter der Doktorin in den großen, düsternen
Raum trat. Die Hände, in denen er Hut und Stod hielt, zitterten.

"Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Kunstfreund vorstelle,
der sich lebhaft für Ihre Bilder interessiert." Und als ob der
Name nebensächlich sei, flüsterte die alte Dame dem Maler leise
zu: "Der Herr Kommerzienrat will Ihnen einiges ablaufen."

"Seien Sie mir herzlich willkommen!" sagte der Maler freund-
lich und stellte einen Stuhl vor den fremden Herrn, der seine
Blicke in dem lahlen, nur mit einigen Skizzen, Bildern und
Skartons geschmückten Räume unruhig umherwandern und sie
dann verstohlen auf dem Maler ruhen ließ.

Wie der Künstler so da stand in seinem roten Garibaldihemd
und der langen, farbenfledigen Flanellkutte, die er beim Malen
zu tragen pflegte, ein Sammetbarett auf dem kühnen, ausdrucks-
vollen Haupte, schien er aus einer ganz anderen Welt zu stammen
als der kleine philiströse Herr im korrekten, schwarzen Gehrock.

Für zwei Brüder würde sie wahrhaftig kein Mensch halten,
dachte die Doktorin, die mit tiefer Teilnahme und auch ein wenig
weiblicher Reugierde auf die Entwicklung harpte.

Der ahnungslose Maler schien bloß darauf zu warten, daß
der fremde Käufer sich die Bilder ansah und ihm etwas Freund-
liches darüber sagte.

Der Kommerzienrat ging denn auch auf eine verstohlene
Aufforderung der alten Dame im Zimmer umher und betrachtete
zerstreut die kleinen Skizzen und Studien. Aber er wußte nicht
recht, was er eigentlich sagen sollte. Er war viel zu bewegt und
verstand auch zu wenig davon. Außer um sein Geschäft und
seine Familie hatte er sich nie um etwas anderes gekümmert, am
allerwenigsten um die Kunst.

Er stammelte einige Worte — über die lebhaften Farben und
die Beleuchtung, und daß ihm solche italienische Bilder ganz be-
sonders gefielen. Er sei selbst einige Male dort gewesen. Er wolle
dies Bild kaufen und das auch und wolle auch ein größeres Ge-
mälde bestellen. Der Künstler möge ihm nur seinen Preis machen.

Der Maler, harmlos wie ein Kind in Geldsfragen, geriet
einigermassen in Verlegenheit. Den willigen Käufer für später
mochte er nicht abschrecken; und doch mußte man einen solchen
Enthusiasmus ein wenig ausnützen, um den eigenen Namen
damit zu heizen. Also forderte er einen ganz anständigen Preis,
der aber den kleinen Herrn zum freudigen Erstaunen des Künst-
lers gar nicht abzuschrecken schien.

Mit gespannten, angstvollen Mienen folgten die beiden Frauen
dieser Verhandlung.

Dem Kommerzienrat schlug das Herz bis zum Halse; alle
seine Pulse hämmerten, während er hier den harmlosen Kunst-
enthusiasten spielen mußte. Er hatte unter dem langen Bart,
unter all den Spuren, die Alter und Krankheit diesem Antlitz
eingepägt hatte, seinen alten Philipp, den Gefährten sonniger
Jugendtage, den Bruder und Spielfameraden wieder erkannt.

So hatte Philipp den Kopf zurückgeworfen, so fiel ihm schon
damals die Lode in die Stirne, so in weite Fernen hatten die
großen, blauen Augen schon damals geblickt. Das war die Nase
und die kühne Wölbung der Stirne mit den Budeln zu beiden
Seiten, die auf „idealen Sinn“ schließen ließen, wie ihm der
Bruder einmal selbst auseinandergelegt.

Und die Stimme war noch dieselbe tiefe, klangreiche. Alles,
alles grub sein scharfer Blick unter der leichten Aschenschicht wieder
hervor, die das Leben auf Philipp gestreut hatte.

Am liebsten wäre der kleine Herr dem Bruder gleich um den
Hals gefallen; und er zergrübelte sich vergeblich den Kopf, wie er
sich ihm zu erkennen gäbe.

Der Maler sprach unterdes von dem großen Bilde aus
Neapel, das er malen wollte — und die Worte klangen dem
Kommerzienrat wie aus weiter Ferne in die Ohren.

"Aber dann Schluß mit dem Süden! Dann will ich nur noch
deutsche Bilder malen — den deutschen Wald. Ich gedenke, im
Sommer nach Thüringen zu gehen. Ich bin nämlich selber aus
Thüringen —" Er brach plötzlich ab, als bedauere er das leicht
entschlüpfte Wort.

Der Kommerzienrat fühlte, daß nun der Augenblick gekommen
sei. Und mit möglichst harmloser Miene und Stimme fragte er
leichtlich: Aus Thüringen? Ei, dann sind wir ja Landsleute."

"Sie sind auch aus —? — Hm..." Der Maler zuckte nervös
mit den Fingern. — "Und woher, wenn man fragen darf?"

Die Stimme des Kommerzienrats zitterte leicht; er blickte dem
Bruder fest ins Auge: "Ich bin aus Fichtenrode."

Der Maler stützte sich fest auf die Lehne des Stuhles, neben
dem er stand, und strich sich mit der anderen Hand leicht über die
Stirne und Augen. "Aus — Fichtenrode?" wiederholte er me-
chanisch. — "Sie haben mir Ihren — Namen noch nicht —"

"Philipp, lieber Philipp — kennst du mich denn nicht mehr?"

Der Maler wurde totenbleich und sank schwer atmend in den
Stuhl. Ganz leise, fast tonlos kam es über seine Lippen: "Wer
sind Sie? Was wollen Sie von mir?"

Der kleine Herr legte ihm sanft beide Hände auf die Schultern.
"Kennst du deinen Bruder nicht mehr, mein guter, alter
Philipp? Den Bruder, mit dem du gespielt und —"

Mit einer Bewegung des Abscheus schüttelte der Maler die
Hände von sich. Kalt, fast feindlich erwiderte er schnell:

"Ich kenne Sie nicht. Ich will Sie nicht kennen. Ich habe
keine Verwandten mehr."

"Philipp!"

"Vater!"

Das junge Mädchen hob flehend die Hände zu ihm auf, aber
der Maler sah sie nicht; er blickte finster, mit zusammengebißenen
Lippen zu Boden, als fürchte er, den Augen der Tochter und
des Bruders zu begegnen.

Wie einen tödlichen Befehl, den man nicht achtlos verschleudert,
hatte er diesen Groll in sich gehegt und genährt.

Was kummerte ihn dieser Bruder, den er kaum kannte, der
jedenfalls im Einverständnis gewesen war und hohnlachend ein-
gesackt hatte, was man ihm selbst vorenthalten, was man ihm
gestohlen hatte. Dieser kleine, kahlköpfige, philiströse Kleinstädter
mit den ängstlichen Mäusauglein — war das wirklich sein Bruder?

Und unwillkürlich flogen seine Gedanken zurück zu dem dunkel-
blonden Jungen, mit dem er durch die Fichtenroder Wälder getobt
und im Bach bei der Mühle Fische und Krebse gefangen hatte.

Aber die kleine Gestalt redete sich plötzlich in die Höhe. "Willst
du mich entgelten lassen, Bruder Philipp, was unser Vater an
dir gesündigt hat?"

Der Maler maß ihn mit einem grimmigen Blick: "Das sagst du?"

"Das kann ich mit gutem Gewissen sagen. Meine Hand kann
ich aufheben und schwören: Ich habe keinen Teil daran."

"Bloß den Vorteil!" lachte Philipp ingrimmig. "Und ich
gönne ihn dir."

"Vater, Vater — du weißt nicht, was du sprichst!" rief Ilse
Carlotta schnell.

Der kleine Herr zog aus der Seitentasche seines Überziehers
ein schmales, langes Buch und überreichte es wortlos dem Bruder,
der es mit stummer, verächtlicher Schulterbewegung zurückwies.

"Nimm nur! Es ist dein — von Gottes- und Rechtswegen.
Ich habe dich um keinen Pfennig verkürzt. Nicht nur der Pflicht-
teil, die Hälfte allen Besitzes, wie es beim Tode des Vaters lag
und stand, mit Zins und Zinseszins, gehört dir. Nichts abgezogen,
als was du damals empfangest. Seit Vaters Tod bis auf den heu-
tigen Tag. Ich habe nach dir gesucht und geforscht, Philipp —
aber du warst verschwunden. Wenn ich eine Schuld trage" —
seine Stimme zitterte —, "so ist es die, daß ich damals nicht
energisch genug dem Vater entgegentrat und mich nach seinem
Tode nicht selber nach Italien aufmachte. Aber ich war nie von
rascher Entschlußkraft — und ich war ein junger, verliebter Ehe-

Dann gab es anderes zu denken! Sehr Qualvolles! Und Jürgens Seele mußte wieder durch dunkle Tiefen; er fühlte, was der Oberarzt und die Schwester ihm schonend ausreden wollten: sein rechter Oberarm blieb steif — er würde kaum wieder malen können.

„Gebuld — Gebuld! es kann doch noch werden“, hatte der Oberarzt getröstet und Schwester Sophie hatte gesagt: „Ein paar gute Kuren in Teplitz oder Wiesbaden und Sie werden doch wieder malen können.“

Dann fiel auch endlich der letzte leichte Kopfverband und Jürgens benutzte, als die Schwester fortgegangen war, den Augenblick, um auf seinen kleinen Taschenspiegel zu blicken. Aber die gesunde Hand, die den Spiegel hielt, fiel schlaff, wie die Kranke, zur Seite: Jürgens sah ein von roten Narben entstelltes Gesicht, das die Kunst der Ärzte wieder zurechtgestellt hatte. Aber er mußte Schreden und Schmerz meistern. Durste er, der Soldat, der tapfer gekämpft und ehrenvolle Wunden erhalten hatte, sich darniederbeugen lassen, weil er nun entstellt war? Aber in stillen Stunden des Alleinseins, da packte es ihn mit doppelter Gewalt, und stöhnend legte er seinen Kopf in die Hände. In dieser jammervollen Stimmung kam ihm ein Trost: Karola schrieb. Sie hatte erkundet, daß er verwundet worden und nach mancher Zerknirschung hatte der Brief ihn gefunden. Und an ihren warmen Worten richtete er sich auf, und als endlich die Stunde schlug, da er genesen das Lazarett verließ, um zunächst in Urlaub zu gehen, bis seine Entlassung verfügt war, da stand auch wieder das Leben vor ihm mit seiner Schönheit und seinem Reichtum.

Zu Karola! Sie fragen, ob sie ein gemeinsames Haus bauen wollten! Sie war aus wohlhabendem Hause, er würde Verdienst finden, wenn nicht anders, dann auf kunstgewerblichem Gebiet! Und sie würden beide dennoch der Schönheit einen Platz in ihrem Heim geben. So zog er aus den Schreden des Krankenlagers hinaus — und es war ihm wie ein Wunder, als er an Karolas Atelierthür klingelte. Denn er wollte sie zuerst allein sprechen!

Sie selbst, in der Malküche, öffnete die Thür, und als sie den feldgrauen Leutnant vor sich sah, ging es wie ein Aufatmen durch die schlanke Gestalt: Vielleicht ein Kamerad von Jürgens — einer, der Grüße brachte?

„Ich bin's, Karola“, sagte Jürgens und seine Stimme zitterte. „Du — Jürgens?“ Schon längst hatte das vertraulichere Du dem feiseren Sie Platz gemacht.

Und sie zog ihn bei den Händen vom dunklen Vorplatz in das helle, lichtdurchflutete Atelier.

Und dann — dann ein leises, mitleidiges „du Armster, hast wohl viel gelitten?“

Sie zog einen Stuhl für ihn heran, aber Jürgens schien ihre sonst so helle Stimme verändert.

„Es ist nicht anders, Karola, wir müssen alle leiden — und ich bin wenigstens genesen.“

„Ja — und wie das schön ist, nun sollst du mit mir frühstücken und viel erzählen.“

„Nein, Karola, ihr habt vom Krieg gelesen, wir haben Krieg durchlebt, erzähle du mir von der friedlichen Kunst —“

„Wie kann die Kunst friedlich sein, wenn draußen der Kampf tobt — unverändert, unvermindert?“

„Doch“, widersprach er, „Krieg ist furchtbar, die Kunst ist Schönheit — ich sehne mich so nach Schönheit.“

Und sein Blick umging das helle, geschmackvoll eingerichtete Atelier und das schlanke, schöne Mädchen.

Sie sah ihn erstaunt an und da sah er, wie etwas anderes in ihre Züge trat, was er bisher nicht darin gekannt hatte: Mitleid und Grauen! Grauen und Mitleid für sein entstelltes, von Narben durchzogenes Gesicht.

Und doch, etwas war in ihm, das war stärker als der Schrecken, der ihn erfasst hatte, seine Liebe zur Schönheit und zu diesem Mädchen, das, solange er es kannte, die Schönheit für ihn bedeutete hatte.

Und da vergaß er die Vorsicht, die er auf der Reise sich vorgenommen, zu üben, und fragte sie, ob sie, nun er zurückkehre in das bürgerliche Leben, seine Frau werden, sein der Schönheit und Kunst geweihtes Leben mit ihm teilen wolle.

Aber Karola streckte abwehrend die Hände aus und sagte stöhnend: „O Jürgens, warum mußt du das tun? Wären wir Freunde geblieben — aber so — nein, so — heiraten können wir uns nicht.“

„Aber ich hoffte — ich glaubte — als wir auseinandergingen — oder habe ich mich geirrt?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, du hast dich nicht geirrt — damals — damals vielleicht, oder gewiß — aber nun — aber jetzt —“ sie sprach nicht weiter — aber Jürgens las die Fortsetzung in ihren Blicken, die noch immer mit dem seltsamen Gemisch von Grauen und Mitleid an seinen Zügen hingen. Da griff er zur Mühe und nahm, so kraftvoll, als seine arme Hand ihm gestattete,

den Säbel hoch, und sagte: „Es ist besser, ich gehe — wir haben uns geirrt, Karola — lebe wohl und — werde glücklich.“

Zwei Tage blieb Jürgens in seiner schönen, ihm seltsam fremd vorkommenden Wohnung. Und seine Seele mußte wieder durch dunkle Tiefen wandern und er fühlte, daß sie diesen Weg noch oft würde zurücklegen müssen. Und all die Schönheit seiner Umgebung, welche zu schaffen er reiche Mittel angewendet hatte, half ihm nicht über die dunklen Stunden. Wenn er über die Straßen schritt, blickten die Vorübergehenden ihn mitleidig an — und jetzt mit einem Male verstand er es, warum die tiefen Runen in Schwester Giselas zartes, bleiches, feingeschnittenes Antlitz gekommen waren.

Er überlegte, ob er heimfahren sollte. Heimfahren! Das Wort hatte er früher für die kurzen Besuche im Vaterhause nicht gebraucht. Es war ja eigentlich kein Heimfahren! Es sollte nur ein kurzer Besuch sein im Hause der Schwester, er mußte ihr noch sagen, daß er wieder genesen war, mußte sagen: hier bin ich, da sie anscheinend noch nicht wußte, wo er sich befand. So fuhr er denn.

Er läutete an der Hausglocke und auf der Treppe wurde der ungleiche Schritt hörbar, der Jürgens immer so sehr gestört hatte, und dann stand Gisela im Rahmen der Thür in ihrem schlichten, dunkelgrauen Gewande mit dem kleinen Spitzenträger und ihre klangvolle Stimme sagte mit unaussprechlicher Innigkeit: „Jürgens — Jürgens — welche Freude, daß du kommst. Bist du noch krank — ich und Betty, die immer noch mein getreuer Hausdrache ist, wollen dich gesund pflegen.“

Sie drückte ihn in den Lehnstuhl: „Nach dir's bequem — nicht wahr, du kommst aus dem Lazarett — gewiß ist das gut, aber hier ist es besser. — Betty soll dein Zimmer zurechtmachen, das heißt, sie soll ein wenig heizen — es liegt ja nach Norden, aber du wolltest doch kein anderes haben!“

„Mein Zimmer?“

„Aber gewiß, es ist alles so, wie du es verlassen hast — du mußt doch ein Daheim in deinem Vaterhause haben.“

So plauderte Gisela, und Jürgens sah mit einem Male gar nicht mehr die hohe Schulter und die von Kummer gezeichneten Züge, er sah nur ein paar seltsam tiefe, verschleierte Augen, in denen weder Grauen, noch Mitleid, sondern nur rührende, sorgende Mütterlichkeit stand und ließ sich von ihr in sein Zimmer geleiten. Da stand noch alles wie einst, seine in den letzten Jahren so gering geachteten kleinen Habseligkeiten aus der Jugendzeit, sorglich gehütet, und er fand dieses arme, kleine Schuljungenstübchen mit einem Male schön.

Merkwürdig — wie gestärkt Jürgens erwachte, als der Tag durch die Spalten der Vorhänge schien — merkwürdig, daß er derselbe entstellte Jürgens noch war und hatte doch nicht dürfen wieder wie sonst durch die Tiefen der Erkenntnis gehen, daß sein bisheriges Leben zu Ende sei, — daß ihm vor einem Leben ohne Schönheit bange. Ihm war, als stünde er auf den Höhen, die seine arme, kleine bemitleidete Schwester schon längst erkliegen hatte mit mutiger Seele, und er fürchtete sich fast vor dem Gedanken, daß er hier nur Gast sei und weiter wandern müsse.

Das allein war wie eine stille Qual über ihm, und er konnte es gar nicht fassen, als nach zwei Wochen die Schwester fragte: „Höre, Jürgens, ich habe doch damals, als das Haus in meinen Besitz kam, die Zeichnung zu dem Atelierbau machen lassen — ich möchte sie nicht vernichten, ehe du mir sagst, ob du vielleicht jetzt ein Atelier da oben haben möchtest. Deine Hand wird nach und nach beweglich werden und dir wieder gehorchen, die Lust nach deiner alten Kunst wird Besitz von dir nehmen, und wenn du müde bist, dann betreuen wir nach alter Gartenkunst unseren Garten. Wenn du aber lieber wieder in die große Welt willst — dein Stübchen bleibt dir gerüstet für alle Zeit. Sorge nicht um die Zukunft: wir beide gehören zusammen, wenn du nicht genug hast, ich teile mit dir — und — du wirst auch wieder lernen, in die Welt zu gehen — wie ich hier in Kampfstadt bei einigen lieben Freundinnen auch meine „Außenwelt“ habe. Oder — wir werden einmal reisen — Jürgens, und die Schönheit unserer Heimat wird uns besonders lieb und vertraut werden — ich verstehe es, daß du jetzt ein Stilleben brauchst.“

Schönheit! Hatte seine arme, kleine Schwester dieses Wort gesprochen? Und er fühlte es mit einem Male, daß ihn hier in der warmen Luft seines alten Vaterhauses, an der Seite der treuen Schwester, deren Seele aus dunklen Schmerzentiefen siegreich auf die Höhen der Reife und Abgeklärtheit gestiegen war, wie sie sonst so junge Menschenkinder noch nicht erreichen, die Schönheit umgab, eine andere Schönheit als die äußere, die seine Augen gesucht hatten: die innere Schönheit der Seele, die er jetzt erblickte, wo er gelernt hatte, auch hinter die Dinge zu schauen. Da legte er den Arm um die zarte Gestalt und strich sanft über den weichen, blonden Scheitel und sagte: „Wir wollen das Atelier bauen, Gisela, ich bleibe hier.“

terlichen Hoffnungen — in dem letzten Entel der Wohlthätigkeit — Gungeloms den alten, ausgestorbenen Namen wieder ausleben lassen. Verdienste um den Staat, das große Vermögen und die verwandtschaftlich-höflichen Beziehungen ließen diesen Plan durchaus nicht phantastisch erscheinen.

Bruno war zwar eine passive Natur, die man auf alles stoßen mußte. Es fehlten ihm der Ehrgeiz und die Energie seiner Mutter. Aber dafür war er auch weiches Wachs in ihren Händen und hatte sich bisher noch niemals ihren Plänen widersetzt.

Bisher war auch alles korrekt verlaufen: Studien, Referendarzeit bei der Regierung, wohin ihn natürlich eine Empfehlung des Hofmarschalls gebracht hatte.

Der Zwischenfall mit dem Examen war ja ärgerlich; aber das passierte anderen auch, die dann doch eine glänzende Karriere machten. Das konnte mit einigem Fleiß bald nachgeholt werden.

Dah er so „herunter“ war, schien ihr viel bedenklicher. Es war eine Art Nervenkrisis, ein ganz bedenklicher Schwächenzustand, in dem sie ihren Sohn damals in Berlin vorfand.

Hauptsächlich auf ihren Wunsch, unterstützt durch den berühmten Geheimrat v. L., hatte sich Bruno den langen Urlaub erwirkt.

Die Gesundheit, das war die Hauptsache. Die Karriere ließ ihm, dem eben fünfundzwanzigjährigen, nicht davon — auch die Heirat mit Mia oder Rita nicht. Denn sie war noch unentschieden, für welche sie sich entschließen sollte.

Bruno hatte sich auch in den paar Monaten, dank der prächtigen Luft der Wälder und Höhen, dank ihrer vortrefflichen Küche und Pflege recht erholt. Die trüben Augen blickten wieder hell und leuchtend in die Welt.

Er arbeitete auch schon wieder — eigentlich mehr, als ihr lieb war. Nach seiner Rückkehr nach Berlin hatte er ja doch ein reichliches halbes Jahr vor sich, ehe er wieder ins Examen steigen mußte. Mit einem tüchtigen Empiriker war es eine Kleinigkeit für einen Menschen von Brunos Fähigkeiten, sich das nötige Wissen anzueignen.

Wie man in Nichtenrode von Bruno dachte, der jetzt noch ängstlicher als früher jeder Berührung aus dem Wege ging, davon hatte die hochmütige Frau Kommerzrätin in ihrem mütterlichen Stolz keine Ahnung.

Es war ihr sogar recht lieb, daß sich Bruno in keine Bändelei mit einem von diesen Wänschen einließ und im Bewußtsein einer künftigen Größe in keinerlei Beziehungen zu diesen kleingütigen, kleinstädtischen Leuten trat, mit denen sie notgedrungen verkehren mußte, um nicht vor Langeweile zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Wo er Schönheit fand.

Sitze von Käthe Damm. (Nachdruck verboten.)

Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, durch Tiefen und über Höhen, den Jürgens Geist und Seele zurücklegen mußte, ehe er die dumpfe Bewußtlosigkeit von Schmerzen und Fieber abgestreift hatte und zu einem neuen Leben im Lazarett erwachte. Ihm war, als wäre nun alles da draußen geblieben auf dem Schlachtfelde und im Schützengraben, im Ruhequartier des zerschossenen Ortes, was ihn gequält und geängstigt hatte. Und er fühlte es, daß er gesunden würde. Zu einem neuen Leben. Aber er konnte sich nicht damit zurechtfinden, wie dieses neue Leben sein würde. Wieder ein Leben mit der Kunst, der geliebten Malkunst im Rahmen der Schönheit, die seine Seele und seine Augen immer gesucht hatten?

Schönheit! War dieses Lazarettzimmer schön? Ein leises Lächeln ging über des jungen Malers Züge: ach nein — es war hell, lustig, sauber, aber schön — so schön, wie die Räume hatten sein sollen, die ihm zur Wohnung dienten — nein, das war es nicht!

Schönheit! Jürgens Vankow war seit seiner Jugend ein Schönheitsfuchser gewesen, und dieses Suchen nach Schönheit hatte ihn auch früh fortgezogen — fort aus der Kleinstadt, in der er geboren und zur Schule gegangen war. Das kleine, wohl-erhaltene, gelb getünchte Haus im Garten hinter dem groben Staketenzaun mit seinen kleinen, hellen Stuben, mit den dunklen Kachelöfen, den lichten Sternen- und Blumentapeten und den alten ererbten Möbeln aus den Zeiten mehrerer Generationen, die dort als Rathsherrn der Stadt gelebt und diese Würde vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, war ihm, dem künstlerisch hochbegabten Jürgens, so gering, so spießbürgerlich, so über alle Begriffe philisterhaft erschienen. Schönheit! Seine Mutter war früh gestorben, als er kaum zweijährig war, und das zarte Schwesterchen in der Wiege lag: er wußte nur durch ihr Bild, daß sie schön und lieblich gewesen sein mußte. Und er trauerte, daß er ihre Schönheit und Lieblichkeit nicht gekannt hatte. Denn die gebeugte Gestalt des Vaters, eines stillen Gelehrten, das fassungs- traurige Gesicht, die kurzichtigen Augen und die stets etwas ver-

nachlässigte Kleidung konnten dem Schönheitssinn des Knaben nichts sagen. Und Schwester Gisela?

Die kleine, zarte Schwester, die ohne mütterliche Sorgfalt, von einer alten, in ihrer Art gutmütigen, aber verständnislosen Haushälterin betraut, aufwuchs, hatte eine gar zu schwache Gesundheit mit auf die Weltreise erhalten. Und niemand sah die Verkümmung des Mädchens, niemand ahnte die Schäden, die eine nicht rechtzeitig entdeckte allgemeine Körperschwäche mit sich brachte — bis es schließlich offenbar wurde, daß Gisela eine hohe Schulter hatte und von einer Hüfterkrankung ein ungleicher, hinkender Gang zurüdkam. Weil sie nun immer leidend, am Gehen und Laufen behindert, nicht so konnte wie andere Gefährtinnen in der Schule, weil es in dem kleinen Leben des Kindes immer nur Hemmungen zu überwinden, immer nur Schwächen, immer nur Anlämpfen gegen zur Schau getragenes Mitleid oder gegen Spott, weil es so wenig Sonnenschein und so viel trübe Tage für Gisela gab, so hatte sich das liebe, zarte Gesicht verdüstert, hatte der stumme, in sich selbst getragene Schmerz tiefe Rinnen, strenge Linien in das weiche Antlitz gezogen, blickten die grauen Augen nicht lebhaft und leuchtend, sondern wie mit leichtem Schleier des Schmerzes bedeckt, in die unbarmherzige Welt.

Nein — Jürgens fand, wie er meinte, keine Schönheit in der Welt seiner Heimat. Wenn er auf Spaziergängen war, dankte die schlichte Gegend mit Wald und Feld und Heide ihn reizlos und langweilig. Er hatte gut, leicht und fleißig gelernt, fleißig aus dem Grunde, weil sein Vater, nachdem ein großer Künstler Jürgens für talentvoll erklärt hatte, darauf bestand, daß er das Abiturientenexamen machte, ehe er die Akademie bezog. In einer fernern Kunststadt. Und dann ging er nach Dresden und nach München. Und hatte die Schönheit gefunden, die er suchte. Heim kam er selten, in den großen Ferien führten ihn Studienreisen nach Italien oder Schweden und Norwegen — und als er dann, schon als ziemlich erfolgreicher Maler heimkehrte, da geschah es, um dem Vater die letzte Ehre zu geben. Aber auch da fühlte er den Unterschied seines der Kunst geweihten Lebens und des ichtlich-bürgerlichen, stillen Vaterhauses mit Ungeduld. Fast wie einen körperlichen Schmerz. Und brauchte alle seine Kraft, um die zehn Tage in der Heimat auszuhalten, während welcher auch die äußerlichen Dinge des Nachlasses für die Geschwister geordnet wurden. Von Giselas ehemaligem Vormund. Denn der alte, treue Freund des Hauses hatte gesehen und erlebt, daß Jürgens während seiner Studienzeit und während der Jahre seiner sehr unsicheren Einnahmen bei seinem nach Schönheit durstenden Leben schon weit mehr verbraucht hatte, als sein Erbeil ausmachte. Da war nun das kleine Haus und eine auskömmliche Rente für Gisela festgemacht worden, für die junge, kaum fünfundzwanzigjährige Gisela, deren schwache Gesundheit ihr niemals die Ausübung eines Berufs gestatten würde. Ein paar tausend Mark erhielt Jürgens und war damit einverstanden, denn die Summen und Zahlen, die auf seinem Konto standen, waren ihm bekannt. Er hatte ja niemals vergebens aus Düsseldorf oder Berlin oder München oder Dresden um Geld an den Vater geschrieben! Seine Bitte wurde immer erfüllt. Denn Jürgens Vater meinte, daß ein Künstler mit Sorgen um Brot nichts Schönes schaffen könne.

„Bleib hier — Jürgens,“ hatte Gisela einmal gesagt, „ich lasse dir im Oberstod nach Norden ein bequemes Atelier bauen — schaffe hier, du hast ja so viel gesehen — und kannst dir alljährlich auf Reisen neue Anregungen holen.“

Aber Jürgens hatte den Kopf geschüttelt! Hier sollte er schaffen? Hier in der Luft altväterlicher Einfachheit, in dem gelben Hause, das im schlichten Garten hinter vorstädtlichem Staketenzaun vor den Toren einer deutschen Kleinstadt lag?

Und sollte täglich die arme Schwester sehen, die in seinen Augen so gar nichts Schönes an sich hatte: mit den Zügen, die der Schmerz und die Einsamkeit der Seele gezeichnet hatten, die so gar nie jugendlich gewesen waren? Und sollte täglich den ungleichen Gang hören?

Nein — nein — hier war seine Heimat nicht mehr — die neue Heimat wollte er sich fern von hier gründen — mit Karola Selberling, der Künstlerin, deren Schaffen und Streben dem seinen verwandt war.

Und dann war, kurz, nachdem er zurückgekehrt war, der Krieg gekommen, und nachdem er einige Zeit in einer Garnison Dienst getan hatte, war er nach Frankreich an die Front gekommen und schwer verwundet worden.

Nach und nach, als sein Kopf, um den noch immer ein Verband gelegt war, der fast nur die Augen freiließ, etwas klarer wurde, fragte Jürgens nach Briefen! Er hatte Sehnsucht, Karolas Schriftzüge zu sehen oder auch von Gisela zu hören, die sonst fleißig geschrieben hatte. Aber es waren keine Briefe da! Sie suchten ihn vielleicht in ganz anderer Gegend, er wußte selbst nicht, warum er gerade in dieses Lazarett, so fern der Heimat, gekommen war.

mann. Aber ich habe mich nach dir geseht, mein alter Philipp, mein ganzes Leben lang."

Wieder legte er dem Bruder die Hand auf die Schulter. Aber diesmal schüttelte sie der nicht ab.

Der Maler kämpfte einen schweren Kampf mit dem liebgewordenen Haß, in den er sich so fest verbissen hatte. Und seine Gefühle und Gedanken wogten unklar durcheinander.

Reich — er war reich! Für die paar Jahre, die er bestensfalls noch zu leben hatte, war es ja gleich. Denn trotz aller Pläne und Hoffnungen fühlte er, daß er sich langsam dem großen Abgrund näherte, der uns alle verschlingt. Aber seine arme, kleine Tochter, für die war nun gesorgt.

Als ob er die Gedanken des Bruders erraten habe, sagte der Kommerzienrat leise: "Du bist jetzt ein reicher Mann, Philipp, und kannst leben, wie und wo es dir gefällt! Aber glaube mir, keine größere Freude für mich, als wenn du zu mir kommst in die alte Heimat. Wir wollen die paar Jahre, die uns noch geschenkt werden, zusammen verleben. Ich habe ein Weib und einen Sohn. Und da, wo einst die Mühle klapperte, da steht jetzt ein neues Haus. Aber das alte Haus steht noch auf dem alten Fleck; und die Zimmer im ersten Stock, wo wir schliefen und wohnten, die sind noch so erhalten wie damals — und der alte Bach fließt noch durch den Garten. Und der Wald und das ganze alte Nest — ein wenig verändert alles, aber im Grunde noch immer dasselbe. Das wirst du doch alles noch einmal sehen wollen? Die Luft von Fichtenrode wird dir dein Leben verlängern — und der Künstler kommt auch nicht zu kurz dabei."

Er tastete nach Philipps Hand, die ihm der Bruder nicht mehr entzog. Es war ganz still in dem Gemach; man hörte nur die leise, eintönige, bittende Stimme des kleinen Herrn und das schwere Atmen Philipps.

Der Maler hatte die Augen geschlossen. Aber sie sahen doch alle, wie ihm langsam Tränen über die Wangen perltten, wie es in ihm arbeitete und gährte und der Haß vieler Jahre langsam zerichmolz unter den guten Worten des Bruders.

Da tastete sich die alte Doktorin und das junge Mädchen bei den Händen und schlichen sich leise davon ins Nebenzimmer.

Fast eine Woche war seit des Kommerzienrats Abreise vergangen, als endlich ein Telegramm die schon zweimal hinausgeschobene Ankunft der drei Erwarteten für den nächsten Tag in Aussicht stellte. Frau Isa hatte natürlich ausführliche Briefe von ihrem Manne erhalten, in denen er genau den Verlauf der ganzen Begebenheit schilderte, und wie nötig seine Hilfe gewesen sei — „gewissermaßen am Rande des Abgrundes."

Die blonde Frau Kommerzienrat lächelte ironisch, wenn sie, die unvermeidliche Vornette vor den Augen, diese Briefe durchlas.

"Dein Vater wird auf seine alten Tage noch zum Dichter", meinte sie spöttisch zu Bruno. "Jedenfalls macht er in Gefühlen wie sonst in Korn und Mehl. Was er für sentimentale Redensarten hat! Seit er mir damals glühende Liebesgedichte sandte" — die blonde Frau seufzte tief auf — „seitdem habe ich ja etwas nicht mehr von ihm gehört."

Frau Isa hatte sich in der verschiedensten Weise mit dem Neuen, das so unerwartet in ihr fest umhegtes Dasein einbrach, abzufinden gesucht, bis sie sich endlich zu jener spöttischen Ergebung durchgerungen hatte, mit der sie jetzt dem Kommenden entgegen sah.

Zunächst hatte sie wirklich abreisen und auch Bruno dazu überreden wollen. Aber Bruno, der sonst so fügsame Sohn, hatte sich mit sanfter, doch unbeugsamer Energie dagegen gestraut.

Auch der Versuch, den Sohn gegen den Vater auszuspielen, der ihn eines großen Teiles seiner zukünftigen Erbschaft beraubte, schlug gänzlich fehl.

Bruno erwiderte ihr ganz ruhig: „Ich habe kein Recht, meinem Vater in seine Angelegenheiten dreinzureden, und wäre er selbst im Unrecht. Er ließe sich auch wohl nicht dreinreden. Ich würde übrigens an seiner Stelle genau so handeln."

Man hat doch Pflichten gegen seine Frau und Sohn. Man verschenkt doch nicht —

„Er verschenkt doch nicht, liebe Mama, was ihm gehört. Er gibt nur fremdes Eigentum dem rechtmäßigen Besitzer zurück."

„Und würdest du als Jurist ebenso urteilen, wenn du vor Gericht —?"

„Hier hat nur der Richter zu sprechen, der in unserer Brust wohnt. Wie eine schwere Last würde das Erbteil meines Bruders auf meinem Gewissen lasten."

„Lauter schön: Worte!" rief Frau Isa sanft. „Ich kann mich zur Höhe dieses Edelmutes nicht aufschwingen. Ich muß also ein sehr schlechter Mensch sein."

„Liebe Mutter, du hast das nur noch nicht an dir selbst erfahren. Wir beurteilen die Dinge uns selbst oder anderen gegenüber sehr

verschieden. Nimm an, du wärest in der gleichen Lage, und er wäre dein eigener Bruder. Du bist ja so stolz auf deine Vorfahren, deinen alten Namen. Nun, ich bin sicher, alle diese edlen, stolzen Herren würden es verschmähen, sich nach Art schmutziger Krämer an ein Stück Papier zu klammern, an ein Testament, das ein alter, grilliger, verbitterter, harter Mann — denn das war der Großvater — im Zorne hinterließ. Sie alle wären zu stolz, sich unrechtmäßig zu bereichern. Ich fühle wie meine Vorfahren. Übrigens sind wir auch noch so reich genug; und ich bin der einzige Sohn."

„Um eine Karriere zu machen, wie ich es dir bahnen möchte durch deine einflußreichen Verwandten, kann man nicht genug besitzen, lieber Bruno. Offizier hast du nicht werden wollen — gut! Aber ich hoffe, ich erlebe es noch, daß du als Gesandter oder Minister . . . Dazu braucht man aber sehr viel Geld. Wer in Fichtenrode für reich gilt, ist es nicht in den Augen der großen Welt."

Die blonde Frau pflegte sich zwar stets über die Kleinstädterinnen und Spießbürgerinnen, unter denen zu leben sie verdammte, lustig zu machen, aber sie gab viel auf das Urteil dieser „Welt".

Der Gedanke, die Zielscheibe des Spottes von Fichtenrode und Umgebung zu werden, war ihr entsetzlich. Und heimlich zitterte sie, daß das Benehmen der beiden Erwarteten Anlaß dazu geben könne. Sie hatte schon einige Andeutungen in der Stadt fallen lassen, daß sie den Besuch „lieber Verwandten" erwartete, sich aber auf nähere Mitteilungen nicht eingelassen.

Um allem Gerede die Spitze abzubreaken, mußte sie nun endlich Farbe bekennen, oder wenigstens Wahrheit und Dichtung geschickt miteinander mischen.

Das Sonnenabendkränzchen der Honoratiorendamen, das heute bei der Frau Amtsrichter Hattfand, bot ihr die Gelegenheit dazu. Es erregte allgemeines Aufsehen, als sie ganz harmlos fallen ließ, der Bruder ihres Mannes käme mit seiner Tochter auf einige Zeit zu Besuch, möglicherweise ließe er sich auch dauernd hier nieder.

„War da nicht einmal eine Geschichte?" fragte die alte Frau Tönnies, deren Mann eine große Glasfabrik hatte.

„Gewiß!" meinte die Frau Kommerzienrat mit einem süßen Lächeln. „Mein Schwager hat sich damals gegen den Willen des Vaters der Kunst zugewandt."

„Und der hat ihn ja wohl enterbt?" fragte die alte Frau weiter, die wegen ihrer Verbtheit und Rücksichtslosigkeit als Original galt und sich vieles erlauben durfte. — „Und dann hat er ja auch wohl sein Modell geheiratet? Bringt er die nun mit her?"

Frau Isa wurde bleich. Daß man ihr das so schroff und geradezu ins Gesicht sagen würde, hatte sie nicht erwartet. Aber es erleichterte ihr die Aufgabe.

„Das ist ein albernes Geschwätz!"

Alles blidte sie gespannt und auch etwas erstaunt an, da man zornige und starke Worte von diesem Muster des „feinen Tones" nicht gewöhnt war.

„Aber es wurde doch damals hier erzählt", beharrte die alte Frau hartnäckig auf ihrer Meinung. — „Warten Sie . . . es war der junge Hoffmann, der Ihren Schwager — ich glaube, in Florenz selbst gesprochen hat."

Mein seliger Schwiegervater wollte ihm einen Teil der Erbschaft entziehen, besann sich dann aber eines Besseren. Nur das Geschäft fiel meinem Manne allein zu. Vater und Sohn haben einander freilich nicht mehr gesehen und nicht mehr ausgesöhnt. Was seine selige Frau betrifft, so war sie die Tochter eines italienischen Beamten, die er einmal in irgendeinem Kostüm gemalt und ausgestellt hat. Daher das alberne Gerede!" log Frau Isa tapfer drauflos, denn sie hätte sich eher die Zunge abgebißen, als diesen Frauen die Wahrheit zugestanden. — „Übrigens ist sie schon seit Jahren tot. Mein Schwager hat seine italienische Besetzung verkauft, ist etwas leidend und sehnte sich nach der alten Heimat. Er wird vorläufig einige Zeit — vielleicht, wenn es ihm gefällt, ganz hier bleiben mit seiner einzigen Tochter, die ich nur aus ihren Briefen kenne."

Wochten sie nun hinter ihrem Rücken flüstern, was sie wollten — ins Gesicht würde ihr niemand mehr etwas Derartiges sagen.

Auch Frau Tönnies, die boshafte alte Kake, trat einen Rückzug an, nicht ohne noch einen vergifteten Pfeil abzuschicken.

„Gott, was die Leute alles reden! — Auch Ihre Angestellten haben damals erzählt, Ihr Schwager sei enterbt worden. Übrigens hat es ja auch recht lange gedauert, bis er den Weg in die Heimat zurückgefunden hat."

Mit einem Gefühl der Erleichterung ging Frau Isa einige Stunden später nach Hause, nachdem sie noch geschickt hatte einfließen lassen, daß der Maler sich in Italien eines großen künstlerischen Namens erfreute und das Schloß seines Freundes, des Grafen Mimani, bei Sorrent ausgemalt habe — „eine in ganz Italien berühmte Sehenswürdigkeit." Wer konnte in Fichtenrode die Wahrheit feststellen?

Seit einem halben Jahre war Bruno nach Fichtenrode zurückgekehrt. Um seine geschwächte Gesundheit herzustellen, die durch Studien und eine Krankheit angegriffen sei, hätte er längeren Urlaub erhalten, erzählte die Kommerzienrätin allen ihren „Freunden“, und wen es sonst interessierte.

Sofort aber tauchte das Gerücht auf, der Herr Regierungsreferendar sei glatt durchs Examen gefallen.

Einer seiner minder begünstigten Studentkollegen, den das Jus nur bis in die Gerichtsstube geführt, hatte es mit allerlei spöttischen Bemerkungen über das unfähige und sonderbare Menschenkind schleimigst an seine Eltern in Erfurt berichtet, von wo das Gerücht auf Windesflügeln nach Fichtenrode drang.

Man lächelte hochmütig über die verblendete Mutter, die es gegen den Willen ihres Vaters durchgesetzt hatte, daß der einzige Sohn nicht die blühende, weitverzweigte Firma übernahm.

Sie hatte den Sohn auch gezwungen, sich in einem vornehmen Heidelberger Korps aufnehmen zu lassen; aber er war bald wieder ausgetreten. Sie hatte ihn dann durch ihre hohen Verbindungen nach Berlin gebracht. — Aber was nützte alle Protektion einem solchen Menschen! Das hatte man in Fichtenrode stets voraus-

gesagt. In den Augen der Stadt war er eine halb komische Figur, ein Sonderling, über den man in Kleinstädten stets lacht oder sich ärgert. — Meist beides.

Als Student schon war der junge Herr alten Leuten aus dem Wege gegangen, mied auch den Umgang mit seinen Altersgenossen und besonders mit jungen Damen. Und das war das Verwunderliche. Mußte er dann einmal in Gesellschaft seiner Mutter einer Einladung Folge leisten, so sprach er keine zehn Worte, tanzte nicht oder nur ungeschickt, trank nicht, machte ein halb müßiges, halb scheues Gesicht und war zuletzt plötzlich verschwunden.

Ein Student, der nicht trank, nicht tanzte, und den jungen Damen nicht den Hof machte, war unerhört in Fichtenrode. Nur mit einem mitleidigen Achselzucken sprach man von dem Mertelschen Erbsohn. Allgemein bedauerte man die armen Eltern; aber jedenfalls hatte man recht behalten. Man war sich nur noch nicht klar darüber, ob der Sonderling nur „gänzlich unbegabt“ oder nicht richtig im Kopfe sei.

Die meisten neigten, seit er nun wieder in Fichtenrode war, zu der letzteren Ansicht. Man hatte ihn im Wald getroffen, wie er mit gesenktem Kopf Worte vor sich hinhinmurmeltend dahinwandelte. Mit ganz anderen Augen betrachtete natürlich Frau Isa das bedauernswerte Faktum. Ihr machte man so leicht nichts vor.

Bruno behauptete zwar, daß es nicht an seinem Fleiß gelegen hätte, machte auch einige Anspielungen, daß das Jus und das Verwaltungsrecht nicht jedermanns Sache seien.

Aber man fiel nicht umsonst durchs Examen und kam in ziemlich erschöpftem Zustande — mit Jahresurlaub auf Grund eines ärztlichen Gutachtens (Neurasthenie und schwache Brust) — ins Elternhaus zurück.

Bruno hatte sich einfach verbummelt. Denn seine geistigen Fähigkeiten ließen nichts zu wünschen übrig. Das wollte sie am besten. Er hatte das Gymnasium in Erfurt glänzend durchlaufen und besaß nach den Zeugnissen seiner Lehrer große Fähigkeiten.

Lächerlicherweise hatte er sich in allerlei geschichtliche und sprachliche Studien gestürzt, hatte sogar Professor werden wollen und schwärmte von Romsen, Schliemann, Grimm und Böckh.

Aber sie hatte ihrem Sohne bald klargemacht, für den Mertelschen Erbsohn, den Enkel eines uralten Geschlechtes, gäbe es nur zwei Möglichkeiten. Entweder tauche er im „Mertelschen“ völlig unter, verleugnete das edle, mütterliche Blut und mehrte den Namen der Väter — also Geschäftsmann! Oder er benutzte das Gold der Mertelschen Linie nur als Hebel, um sich in die mütterlichen Regionen aufzuschwingen.

Denn im stillen kam sie sich immer noch deklassiert vor. Die „Kommerzienrätin“ — sie haßte dies Wort — war doch nur ein schwacher Ersatz für die „Freiin von Mohrenstein.“

Und wenn sie in Berlin oder sonstwo eine ihrer hochgestellten Erfurter Freundinnen antraf, irgendeine hohe Würdenträgerin oder Hocharistokratin, so stieg es heiß und kalt in ihr auf. Ein verlorenes Paradies.

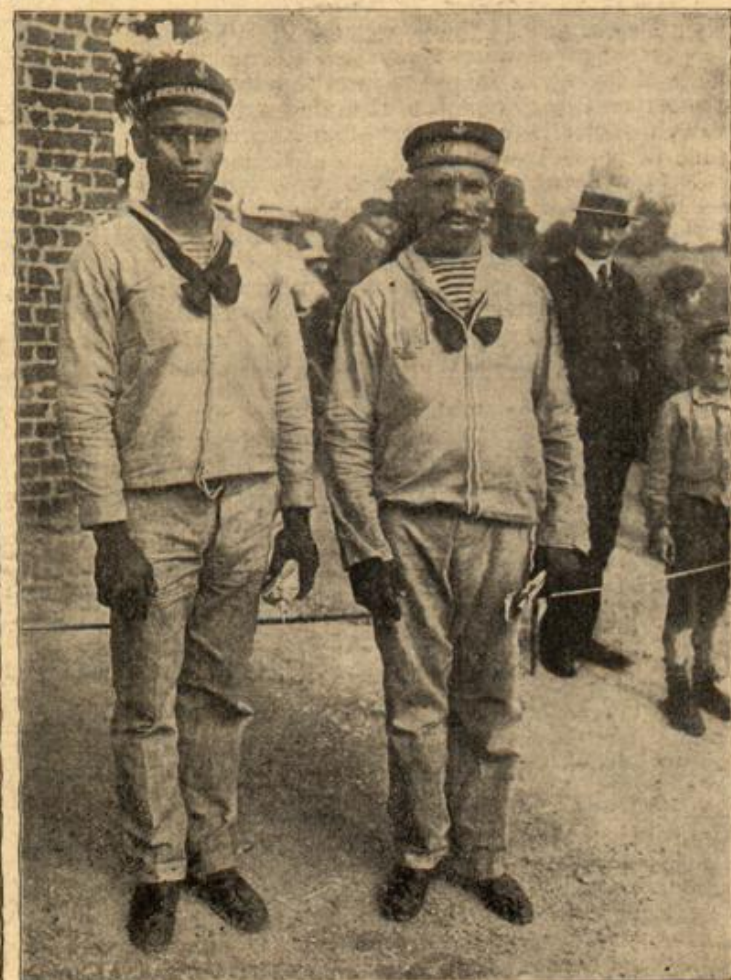
In Berlin und auf einigen schlesischen und östlichen Gütern hatte sie von der Mutterseite noch Verwandte sitzen.

Dr. M. V. Silbermann,

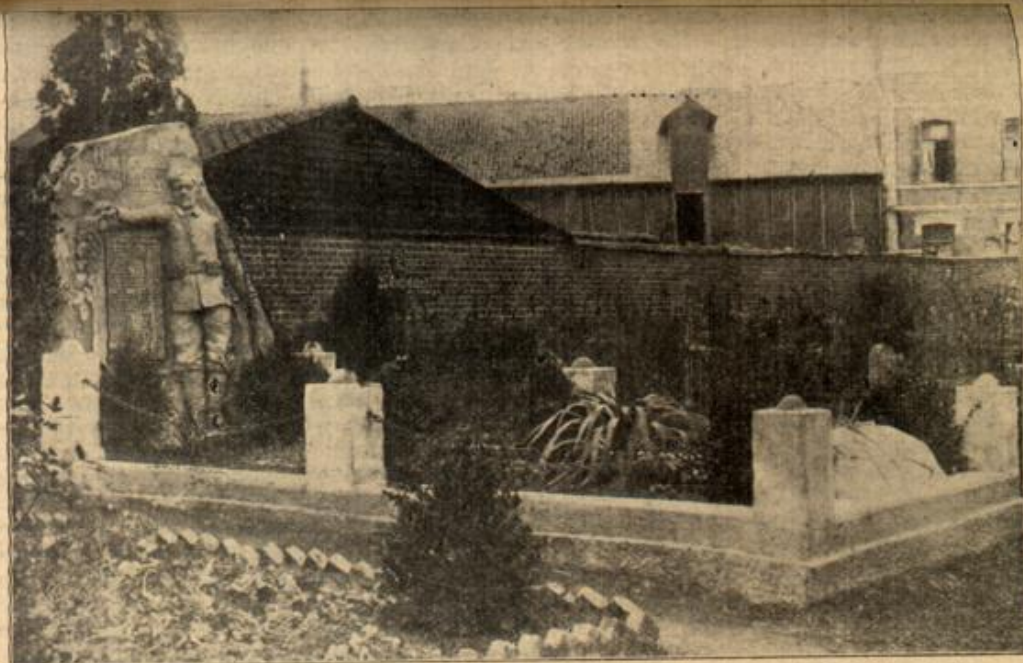
der neue Generalchirurg des Österreich. Roten Kreuzes, bisheriges Bundesauschuss-Mitglied der Gesellschaft vom Roten Kreuz.



Vom Kriegsschauplatz in der syrischen Wüste: Eine Kleinbahn, die von unsern Feldgrauen der „Wüstenexpedition“ genannt wird.



Typen brasilianischer Matrosen. Berliner Illustrat.-Ges. m. b. H.



Von einem Feldgrauen angefertigtes Grabmonument für ein Massengrab gefallener Helden.
Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Aber so freundlich man sie auch stets dort aufnahm, sie fühlte doch, daß man sie nicht mehr als zur Klasse gehörig betrachtete.

Das Geld wurde in diesen Kreisen zwar auch sehr hoch geschätzt und heiß begehrt, aber auch ein wenig verachtet. Jedenfalls war es nicht Alleinherrscher.

Eine Schranke stand also zwischen ihr und jenen. Diese Schranke sollte Bruno wieder einreißen. Das war ihr heißester Wunsch. Dazu wollte sie ihm mit allen ihren Kräften verhelfen.

Sie rechnete dabei besonders auf einen Großkusin mütterlicherseits — denn die väterliche Linie mit dem alten Namen war in Deutschland ganz ausgestorben — auf den Baron Flemminghaus, Oberst a. D., königlicher Kammerherr und Hofmarschall Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Albert.



Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin im Gespräch mit befohlerten Offizieren gelegentlich einer Truppenbesichtigung im Westen.

Der Baron hatte einst als blutjunger Ordmanzoffizier anno Siebzig dem Vater des Prinzen, dem berühmten Feldmarschall, vor Weß einige wichtige Meldungen überbracht, war dann von diesem protegiert und später in seinen Hofstaat übernommen worden, was den Baron auch einzig vor dem finanziellen Zusammenbruch schützte.

Auf diesen Better, der auch beim Monarchen sehr beliebt war, setzte sie große Hoffnungen für Bruno.

Mit dessen Hilfe wollte sie ihn ins

Eine dieser beiden hatte Frau Isa für Bruno zur Frau ansersehen.

Natürlich hatte sie ganz unverbindlich schon längst Fühlung mit dem Baron genommen. Nach einigem Hin und Her war ihr der auch entgegengetommen.

Der Baron war gänzlich vermögenslos. Erziehung und standesgemäßer Unterhalt der Kinder waren ihm nur durch die Güte seines Prinzen möglich. Von Mitgift keine Spur.

Ein reicher Schwiegerohn, wenn auch nur „Halbbhut“, daher höchst erwünscht als Stütze und Notanker für die vier anderen Geschwister. Und Bruno gehörte doch halb zur Familie.

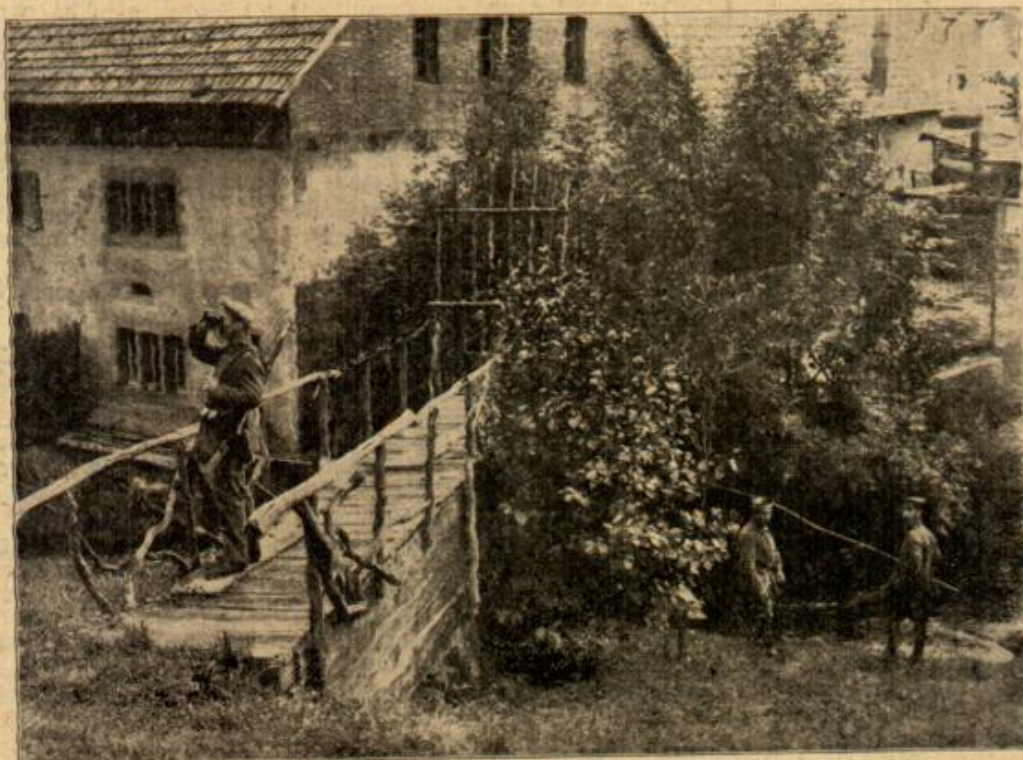
Frau Isa kalkulierte ganz richtig, daß Bruno bei seinen glänzenden Gaben als Schwiegerohn des Hofmarschalls einer großen Karriere und später auch der Verleihung des Adels entgegensehen könnte. Der Monarch würde wahrscheinlich, wie schon früher in solchen Fällen — so war der Gipfel und Schlüsselpunkt ihrer müt-

auswärtige Amt und später in die Diplomatie hineingebühren.

Der Baron hatte drei Töchter und zwei Söhne. Der Stammhalter war schon Leutnant, der Jüngste noch im Kadettenkorps. Die beiden älteren Töchter, Mia und Rita, siebzehn und achtzehn Jahre, waren erst vor einigen Monaten aus der Pension gekommen und diesen Winter zum erstenmal in die Berliner Gesellschaft eingeführt worden.



Generaloberst Zeciozar Boroevic von Bojna, Führer der ungar. Truppen an der Monzofront. (Mit Text.)



Posten auf einer Nachbrücke in den Vogesen. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Mein Leid und ich.

Vor meinem Fenster steht der Tag; Wir sind gar froh, mein Leid und ich!
Nun hängt' ich meinem Leide Wir schreiten durch die Tage,
Der Freude Königsmantel um Als wären uns die Tränen fremd,
Von Hermelin und Seide. Uns fremd der Sehnsucht Klage.

Als hätt' sich uns nicht manche Nacht
Bei der Erinnerung Kerzen
Gedehnt zur bängigen Ewigkeit
Voll heißer Qual und Schmerzen.

Johanna Weisfisch.

Unsere Bilder

In Gedanken. Eine so reise, üppige Schönheit wie diese Bauernbirne am Spinnroden, darf sich schon vom schwülen Dufte der Nette in der Hand in allerlei Träume vom Glück eigener Häuslichkeit empfinden lassen, so wenig sonst auch die derbe Schöne zu Verträumtheit neigen mag. Spät genug hat sie ihr Herz in Fesseln schlagen lassen. Nun aber mag sie den Sommer um so schneller von dannen wünschen, denn erst, wenn's wieder zum Winter geht, kann man auf dem Land ans Heiraten denken. Im Sommer wäre dazu keine Zeit.



Praktisch.

Frau: „Das ist aber eine unverkündete Rechnung; der Fremde wird nicht zum zweitenmal bei uns eintreffen.“
Herr: (nachdenklich): „Reinst du? ... Da können wir eigentlich noch 'n paar Kart beschriften!“

schrodenen Begleitern zu: „An meinem Leben ist weniger gelegen als an dem Siege!“ — Er sah, wie die Unordnung in den Reihen seiner Truppen überhand nahm, entriß sich denen, die ihn zurückhalten wollten, eilte an die Spitze eines Kürassierregiments, stellte die Ordnung rasch wieder her und achtete kaum darauf, daß eine Kugel durch seinen Kopf schoß ging. 28.

Englischer Dästel. Schon im 18. Jahrhundert spielten sich die Engländer in ihrem maßlosen Hochmut als Herren der Welt auf. Bei seiner Anwesenheit in Paris speiste der britische Staatsmann Fox eines Tages bei einem bescheidenen Grafen. Nach Tisch begaben sich die Gäste in ein Nebenzimmer, in dem eine Weltkarte hing. „Wie ist es nur möglich,“ bemerkte der Graf, auf England deutend, „daß dieses verhältnismäßig so kleine Inseln fast die halbe Welt beherrscht?“ — „O!“ erwiderte Fox, „dies ist eigentlich nur unser Absteigequartier, Herr Graf, die Welt — ist das eigentliche England!“

Krommer Wunsch. Der berühmte englische Romanhistoriker Walter Scott durchschritt eines Tages eine Straße von London, als er von einem Bettler aufgehalten wurde, der um ein Almosen bat. — Der Schriftsteller suchte in seinen Taschen, fand aber kein Kleingeld darin; da aber der Bettler immer eifriger in ihn drang, und weinend erklärte, er hätte seit mehreren Tagen nichts gegessen, so holte Walter Scott ein Schillingstück aus seiner Börse, reichte es dem armen Teufel und sagte zu ihm: „Hier, mein Freund; aber das Ganze kann ich Ihnen nicht geben; erinnern Sie sich, daß Sie mir die Hälfte des Geldes schuldig sind.“ — Der Bettler nahm die Münze und versetzte: „Ich danke Ihnen, Milord, und wünsche nur, Sie möchten so lange leben, bis ich Ihnen das Geld zurückzahle.“ C. D.

Ein Schienenweg über Baumwipfel. Eins der merkwürdigsten Ingenieurkunststücke befindet sich in Kalifornien und zwar in der Landschaft Sonora, nicht weit von der Küste des Stillen Ozeans. Man sieht dort die Eisenbahn eine Straße buchstäblich über lebendige Bäume hinwegfahren. Zwischen Cliffer Mills und Stuart Point befindet sich ein tiefer Abgrund, der von einem Bache durchflossen wird. Zu beiden Seiten des Baches erheben sich zwei ungeheure Rotholzstämmen von riesigem Umfang. Der Erbauer des Schienenweges mußte die Schlucht durch eine Brücke überspannen und hatte den eigenartigen Einfall, jene beiden Riesenzweige als natürliche Pfeiler für seine Brücke zu benutzen. Er ließ sie in gleicher Höhe mit den Bergen zu beiden Seiten der Schlucht abfagen, 75 Fuß oberhalb des Flußufers, benutzte den weggeköpften Obertheil gleich zur Herstellung von Balken, die er über die Stämme hinüberlegte und hatte es auf dieser soliden Grundlage leicht, die Brücke zwischen ihnen und drüber aufzuschlagen. Jetzt läuft so und so oft am Tage die Eisenbahn über diese Brücke hinweg, die als eins der Kunst- und zugleich Naturwunder von dem Bundeslande Kalifornien gilt, obgleich sie in den Reisehandbüchern nicht erwähnt wird. Jedenfalls übertrifft sie an Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit jede auf künstlichen Pfeilern ruhende Brücke. C. D.

Gemeinnütziges

Dem Komposthaufen Thomasmehl beizumischen empfiehlt sich sehr. Das spröde Schlackenmehl kann sich da langsam lösen bzw. aufschließen, und der Haufen wird um sehr wichtige Pflanzennährstoffe bereichert.



So wird richtig gegossen, das Gießrohr wird unmittelbar über die Erde gehalten.

Kanarienvogel gibt man kein Obst und ähnliche Vederreien. Die Vögel werden zu fett danach. In der Feste gehen sie daran leicht zugrunde.

An hartem Durchfall leidende Vögel füttere man mit in Milch gewickeltem und wieder ausgedrücktem Brot. Auch gekochter Milchreis ist ein gutes Gegenmittel.

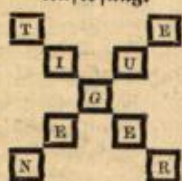
Stachelbeer-Essig. 3 Liter ausgewachsene, jedoch noch harte Stachelbeeren werden verlesen, gut zerstampft, mit 6 Liter aufgekochtem, abgelaugtem Wasser übergossen und so unter öfterem Umrühren 2 Tage stehen gelassen. Nun wird die Flüssigkeit durchgeseiht, mit 150 Gramm gestoßenem Zucker versetzt und in ein Fläschchen gefüllt, dem man eine in Feste getauchte Semmelrinde zugibt: man bindet ein Wollläppchen über das Spundloch, läßt den Essig so gären und zieht denselben dann nach etwa 8 bis 9 Monaten auf Flaschen.

Schwarzer Anstrich für Flaschen. Vielfach ist es nötig, den Inhalt einer Flasche vor Lichteinwirkung zu schützen. Man kann in solchen Fällen die Flasche mit einem schwarzen Anstrich versehen, den man sich aus zwei Teilen Kienruß und acht Teilen Wasserglas herstellt. Dieser „Lack“ blättert nicht ab und zeichnet sich durch große Haltbarkeit aus. Bisweilen entsteht einige Zeit nach dem Anstreichen ein weißer Belag, der mit einem feuchten Lappen leicht beseitigt werden kann.



So wird falsch gegossen, der Wasserstrahl legt alle Wurzeln bloß.

Auflösung.



Logogryph.

Mit Sch nennt's ein Gerät,
Mit T erquirt's dich früh und spät.
Julius Fald.

Versteckrätsel.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft gebornet,
Und kaum gegrißt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Die fettgedruckten Buchstaben dieses Räthselns verraten uns, in eine bestimmte Reihenfolge gebracht, den Vornamen und Namen des Dichters, sowie dessen Heimatland.

Schachlösungen:

Rt. 179. 1) Le5—e3 (droht Dc5+) Sb2—d4
2) h3—d4
1) ... e6—c5 2) Dd6xd2+

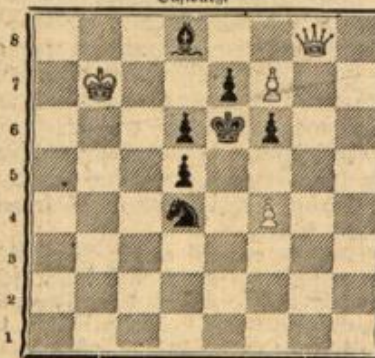
Rt. 180. 1) Dd4 etc.

Richtige Lösungen:

Rt. 172. Von Lehrer F. Schäfer in Offen-Rellinghausen.
R. 176. Von W. Reichert in Eßlingen.

Problem Nr. 181.

Von D. Wenthall und Fische in Stuttgart.
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Räthsel: Augen, Eugen. — Des Anagramm: Weg-er-ich (Wegerich).
Des Bilderräthsel: Weltmeisterchessfabrik.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisfisch, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.